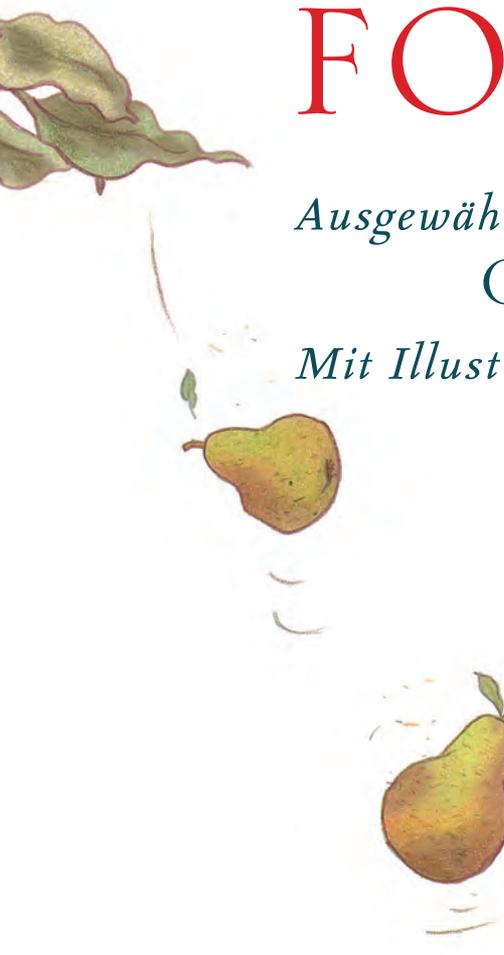


DER KINDERLEICHTE FONTANE







Der kinderleichte
FONTANE

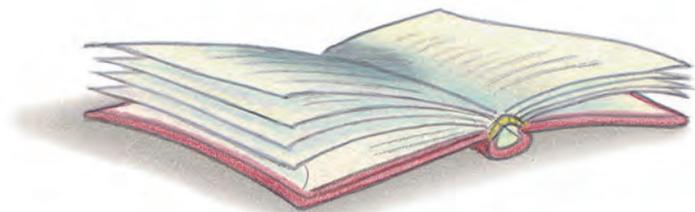
Ausgewählt von

GOTTHARD ERLER

Mit Illustrationen von

SABINE WILHARM

aufbau 
VERLAG



EIN LAUSEJUNGE AUS SWINEMÜNDE EINLEITUNG

Liebe Leser zwischen sieben und siebzig – lasst euch nicht verwirren: Die Geschichten in diesem Buch sind vor weit über hundert Jahren aufgeschrieben worden, und sie behandeln Vorgänge, die oft noch viel älter sind. Ungewohnte Worte kommen vor. Da heißt die Liebe mitunter noch »Minne«, und ein junger Mann, der heiraten will, »freit« um seine Liebste. Man rechnet nach Fuß und Meile statt nach Meter und Kilometer. Es brennt noch kein elektrisches Licht; flackernde Kerzen und stinkende Petroleumlampen erhellen die Abende. An Kugelschreiber und Computer ist nicht zu denken; auf dem Tisch steht ein Tintenfass, und geschrieben wird mit einer Schwanenfeder. Ihr seid an ICE-Züge gewöhnt und an Geschwindigkeiten um 300 Stundenkilometer; damals musste man in eine rumplige Postkutsche klettern, die auf unbefestigten Straßen stundenlang unterwegs war.

So etwa war die Welt beschaffen, in der der kleine Fontane in Swinemünde in Vaters riesigem Wohnhaus Verstecken spielte und seine nicht ungefährlichen Streiche ausheckte. Seine Abenteuer zu Wasser und zu Lande sind nicht unbedingt zur Nachahmung zu empfehlen (weder Schlüsselpistolen noch Mini-Kanonen), aber lustig ist es schon, zu erfahren, wie Kinder am Anfang des 19. Jahrhunderts aufwuchsen.

Doch der Schriftsteller Fontane erzählt ja nicht nur von seinem Leben; er weiß auch ganz anderes, zum Beispiel Sagenhaft-Gespentisches aus seiner märkischen Heimat oder aus der englischen Geschichte, zu berichten, wo es an Mord und Totschlag, an Gefängnissen und Verliesen nicht fehlt. Der Böttcher auf dem Schlossberg bei Freienwalde (der Böttcher war ein geachte-



ter Handwerker, der hölzerne Gefäße, zum Beispiel Fässer, herstellte), dieser Böttcher lässt sich auf einen Pakt mit dem Teufel ein und will ausgerechnet den übers Ohr hauen, aber ... na, lest selber. Fontane stellt gruselige Ereignisse gern in Balladenform dar, und spektakuläre oder sensationelle Vorgänge in Politik und Geschichte hat er immer wieder in packenden Versen festgehalten, wobei weite Teile der Welt ins spannende Spiel kommen. So begegnet ihr dem Steuermann John Maynard, der sein Leben opfert, um die Passagiere seines brennenden Schiffes zu retten. Und ihr lernt den berühmten Herrn von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland mit seinen Birnen kennen. Übrigens: Fontanes erste Niederschrift des Gedichts, 1889 rasch auf drei Blättern hingeschrieben, ist gerade bei einer Auktion für 130 000 Euro versteigert worden – eine Summe, die der Autor zu Lebzeiten in zwanzig Jahren nicht verdient hat!

Doch schaut euch auch die Kriminalfälle an, die Fontane in mehreren seiner Bücher eingeflochten hat und von denen drei in die vorliegende Sammlung aufgenommen worden sind. Da ist zum Beispiel das Schicksal jener jungen Frau, der ein habgieriger Rats Herr das väterliche Erbe verweigert und die in ihrer Verzweiflung ihre Heimatstadt Tangermünde in Schutt und Asche legt; das war 1617, und Fontane hat ihr Leben in der Novelle »Grete Minde« erzählt.

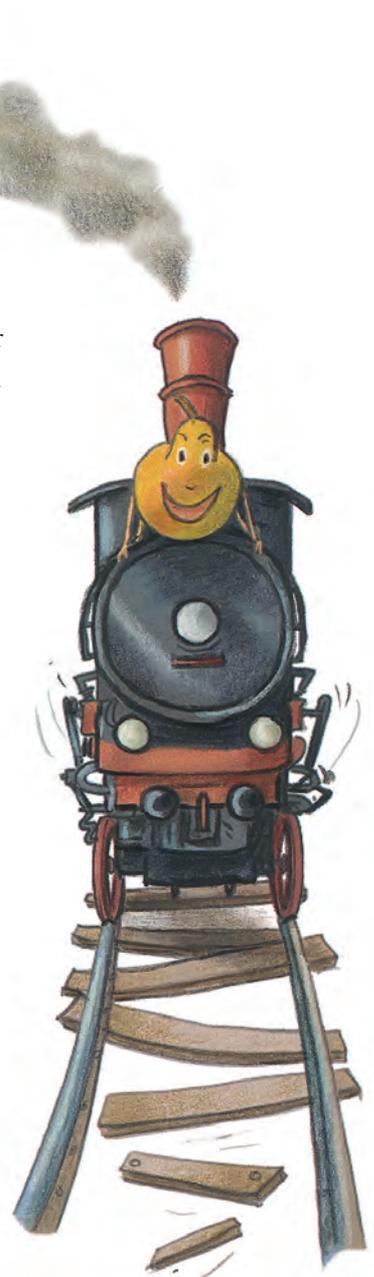


Oder: Drei junge Mädchen sind auf einem einsamen Gutshof im Oderbruch abends allein zu Haus, als zwei Einbrecher das Nebenzimmer durchstöbern und schließlich am Fenster auftauchen; eine Episode aus dem Roman »Vor dem Sturm«, der in den unsicheren Zeiten des schneereichen und grimmig kalten Winters 1812/13 spielt, als Napoleons Truppen das Land besetzt hielten. Oder da beendet im schlesischen Riesengebirge ein zorniger junger Mann seinen ewigen Streit mit dem strengen Förster mit Hilfe des Jagdgewehrs und verschwindet anschließend nach Amerika (in dem Roman »Quitt«).

Langweilig? No action? Keine Spannung? Doch wohl eher nicht. Und solltet ihr eure Erwartungen auf Nervenkitzel in der Zauberwelt Harry Potters aufgebaut und an Fernsehkrimis trainiert haben, so kommt ihr hier auf andere Art auf eure Kosten.

Doch wer war der Autor dieser Geschichten, wann und wie hat er gelebt? Versucht mal, euch vorzustellen, wie es im 19. Jahrhundert in Deutschland aussah.

Als Theodor Fontane mit dreizehn Jahren 1833 nach Berlin kam, fuhr in den deutschen Ländern (es gab 36 selbständige Fürstentümer und vier »Freie Reichsstädte«) noch keine Eisenbahn; als er 1898 starb, verfügte das »Deutsche Reich« über ein Streckennetz von 50 000 Kilometern. Der Schüler Fontane war noch mit der Postkutsche nach Berlin gefahren – und das waren richtige »Rippenbrecher« –, aber als der alte Herr in den achtziger und neunziger Jahren durch die »Reichshauptstadt« flanierte, gab es längst von Pferden gezogene Omnibusse und Straßenbahnen, und dazwischen kurvten seit neuestem – knatternd und qualmend – die ersten Automobile von Daimler und Benz; der »Hafermotor«, wie man den Droschken Gaul nannte, wurde allmählich von der »Benzinkutsche« abgelöst, wie das Auto zunächst hieß. Auf den Straßen konnte man inzwischen wirklich fahren, weil Berlin endlich eine funktionierende Kanalisation erhalten hatte – vorher flossen die ekligen Abwässer einfach über die »Rinnsteine« ungeklärt in Spree und Havel, und die Ratten hatten gute Zeiten. Und noch ein Ereignis zeigt, wie rasch die technische Entwicklung vorangeschritten war: Zwei Jahre vor Fontanes Tod war Otto Lilienthal, einer der Pioniere des Fliegens, bei seinen Experimenten tödlich verunglückt. Aber wenig später hoben die »fliegenden Kisten« wirklich ab, und im Ersten Weltkrieg waren sie schon eine wirkliche Waffe.



Kurzum: Fontane hat den Aufstieg Berlins von einer popligen Residenz zur Hauptstadt des Deutschen Kaiserreichs aus nächster Nähe miterlebt, hat sorgfältig beobachtet, wie aus dem Polizeistaat Preußen (in dem das Rauchen auf der Straße ebenso verboten war wie die Aufführung klassischer Stücke mit freiheitlichen Forderungen) eine moderne Weltstadt wurde. Das war der Hintergrund seines Leben.

Er wurde 1819 in Neuruppin geboren; der Vater besaß dort die Apotheke; das Haus kann man heute noch besichtigen; fährt ruhig mal nach Neuruppin: es ist ein hübsches Städtchen am schönen See. Aufgewachsen ist er in der (heute polnischen) Hafenstadt Swinemünde auf der Insel Usedom, die er viel aufregender fand als das langweilige Neuruppin. Swinemünde war seinerzeit ein bedeutender Handelsplatz, wo Schiffe aus aller Welt anlegten und stets etwas Aufregendes zu erleben war; am liebsten spielte der kleine Fontane in der Störtebekers-Kul, wo sich im 14. Jahrhundert der berühmte Seeräuber versteckt hatte. Auf's Gymnasium kam Fontane wieder in Neuruppin, dann jedoch schickte ihn der Vater auf eine Gewerbeschule nach Berlin. Ergebnis dieses Wechsels war die unvollkommene Bildung, die Fontane immer beklagt hat: In Latein und Griechisch war er nicht perfekt, und auch die Realkunde blieb oberflächlich – zumal er die Schule mit Vorliebe schwänzte. Immerhin reichten seine Kenntnisse für die Ausbildung als Apotheker. Er ging in die Lehre und arbeitete dann als Gehilfe in Leipzig und Dresden, ehe er 1847 sein Examen ablegte.



Doch der junge Pharmazeut hatte längst ganz anderes im Kopf: er schrieb Gedichte und Geschichten und wurde in eine Berliner Vereinigung von Hobby-Literaten («Tunnel über der Spree») aufgenommen, wo Besitzverhältnisse und Standesunterschiede keine Rolle spielten und wo er vor allem mit seinen Balladen gefeiert wurde. 1848 erlebte er die Revolution in Berlin, ja, er dürfte einer der Kämpfer auf den Barrikaden gewesen sein. Aber die Revolution wurde – ihr erinnert euch vielleicht aus dem Geschichtsunterricht – mit militärischer Gewalt niedergeschlagen, die Ideen einer freiheitlichen Demokratie, die Fontane in seinen Artikeln gefordert hatte, wurden unterdrückt, und er musste sehen, wo er blieb – er hatte inzwischen geheiratet, und das erste Kind war geboren. Den Apothekerberuf hatte er aufgegeben; denn ohne eigene Apotheke war er im Ansehen der Leute nur ein »Giftmischer«. Er wurde Mitarbeiter preußischer Zeitungen. Als Korrespondent hielt er sich 1852 und 1855/59 in London auf und war fasziniert von der Metropole des britischen Kolonialreichs. 1859 kehrte er nach Berlin zurück, wo er als Redakteur bei der »Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung« angestellt war. Es war eine mäßig bezahlte Halbtagsstelle, die ihm aber Zeit ließ, seine Wanderungen durch die Mark Brandenburg zu unternehmen und darüber zu schreiben. Dann kamen die Berichte über die Kriege hinzu, die Preußen gegen Dänemark (1864), Österreich (1866) und Frankreich (1870/71) führte und die er in ausführlichen Büchern schilderte. Es war ein gefährlicher Job, denn Fontane suchte die Kriegsschauplätze jeweils unmittelbar nach Abschluss der Kämpfe auf. Im Herbst 1870 hätte ihm das um ein Haar das Leben gekostet: Er wurde im Niemandsland von französischen Freischärlern aufgegriffen, die ihn für einen preußischen Spion hielten (er trug einen geladenen Revolver bei sich und, ohne Sanitäter zu sein, eine Rotkreuzbinde!) und ihn standrechtlich erschießen wollten. Mit knapper Not kam er davon und wurde für mehrere Wochen auf der Atlantik-Insel Oléron interniert.



Nachdem er endlich wieder frei und in Berlin war, nahm er eine neue Aufgabe in Angriff: Bis 1889 sollte er als Theaterkritiker im Schauspielhaus am Gendarmenmarkt auf seinem Parkettplatz 23 sitzen und für die »Vossische Zeitung« die Aufführungen besprechen. Er war ein strenger Kritiker, der gerne lobte, aber auch gnadenlos in die Pfanne haute, was ihm nicht gefiel. »Da sitzt das Scheusal wieder«, war in den Mienen mancher Schauspieler zu lesen.

Aber auch dieser neue Beruf war noch nicht der letzte in seinem Leben. 1878, Fontane war knapp sechzig, erschien sein erster Roman, »Vor dem Sturm«, und damit begann eine Karriere, der er seinen eigentlichen Ruhm verdankt. Siebzehn Erzählungen und Romane sollte er in den folgenden Jahren veröffentlichen (»Schach von Wuthenow«, »Irrungen, Wirrungen«, »Effi Briest« und »Der Stechlin« sind die bekanntesten) und nebenher die »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« mit insgesamt fünf Bänden abschließen.

Die Lebens- und Zeitumstände haben ihn immer erneut zur Veränderung seiner Berufs- und Lebensvorstellungen gezwungen. Ursprünglich wollte der junge Fontane Professor für Geschichte werden (angeregt durch den anekdotenreichen väterlichen Unterricht), aber er musste, weil der Herr Papa es so bestimmte, die Apothekerlaufbahn einschlagen. Da er sich jedoch – derselbe Vater hatte das bescheidene Vermögen der Familie verschleudert – keine eigene Apotheke kaufen konnte, wechselte er zum Journalismus und zur Schriftstellerei. Er schlug sich mehr schlecht als recht mit politischen Aufsätzen, Reiseberichten und Gedichten durch (vom Honorar für den ersten Gedichtband konnte er gerade mal seinen Hochzeitsanzug bezahlen). Dann aber

forderten die Zeitereignisse stärkere Spezialisierungen: als Kriegshistoriker und als Theaterkritiker. Und schließlich musste er sich als Romanautor wiederum neues literarisches Handwerkszeug zu eigen machen. Fontane hat

diese rasanten Brüche und Umbrüche in seinem Werdegang einmal mit dem Satz umschrieben: »Ein Apotheker, der statt von einer Apotheke von der Dichtkunst leben will, ist so ziemlich das Tollste,

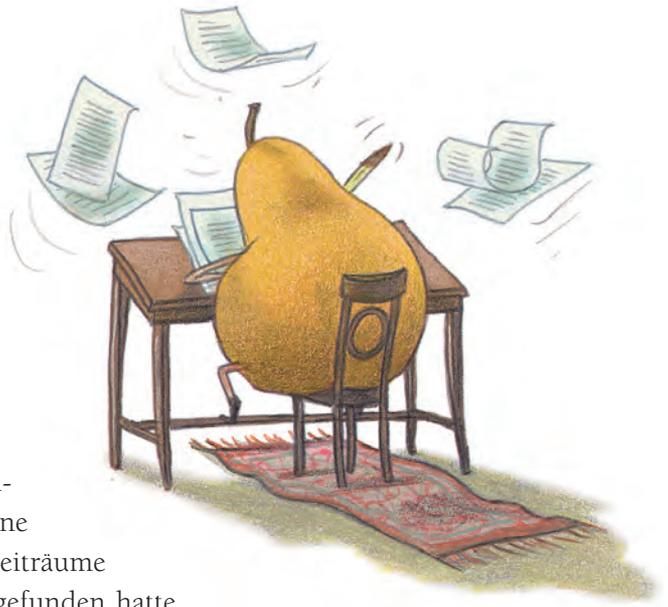


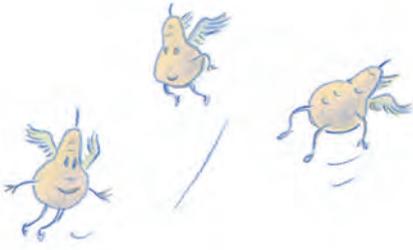
was es gibt.« Der Lausejunge aus Swinemünde hat dieses Kunststück tatsächlich fertiggebracht.

Auch und vor allem seinen letzten Beruf hat Fontane sehr ernst genommen. Er war ein Schriftsteller aus Leidenschaft, der in seinem Metier keine Schlamperei duldete und stets auf künstlerische Vollkommenheit bedacht war. Seine Romane entstanden meist über lange Zeiträume hinweg. Wenn er einen Stoff gefunden hatte,

der ihn begeisterte, schrieb er einen ersten Entwurf in kürzester Zeit nieder. Die Handschrift ist sehr flüchtig und sieht mitunter wie Stenographie aus. Diese erste Niederschrift blieb gewöhnlich monate-, ja jahrelang liegen, bis er sie wieder hervorkramte und eine wirkliche erste Fassung daraus entwickelte. Mit Tinte, Bleistift, Blau- und Rotstift wurde alles Satz für Satz überarbeitet, wobei er auch diverse Zettel benutzte und aufklebte. Dem Nichteingeweihten kommen diese Blätter wie das reine Chaos vor, und tatsächlich fand sich nur Fontanes geduldige und kundige Frau Emilie in diesem scheinbar heillosen Durcheinander zurecht. Sie stellte eine gut lesbare Abschrift her, die ihr Mann nun noch einmal durchkorrigierte, so intensiv, dass Emilie das Ganze oft ein zweites Mal abschreiben musste (wohlgemerkt: ohne Computer, nur mit einer Schwanenfeder). Und wenn dann der Text in der Druckerei gesetzt wurde, pflegte Fontane – zum Kummer seiner Verleger und zum Ärger der Setzer – noch einmal zu verbessern. Er hat sich gelegentlich für seine »Peniblität in Drucksachen« entschuldigt, für seine fast übertriebene Sorgfalt, aber das Feilen und Basteln am Text hat er nie aufgegeben, weil er sich für seine Wort-Kunst allein verantwortlich fühlte.

Er hat viel Zeit auf diese literarische Feinarbeit verwendet, aber er hat sich in all den Jahren stets auch ausreichend Zeit für seinen ausgedehnten Briefwechsel genommen (»nebenbei« hat er die Ereignisse seines Lebens auch noch in umfangreichen Tagebüchern festgehalten). Etwa 7000 Briefe von ihm sind





erhalten, und dies ist nur ein Teil dessen, was er tatsächlich verfasst hat, und auch diese Briefe sind oft kleine druckreife literarische Arbeiten. Im Zeitalter rasch getippter und noch rascher verschickter E-Mails steht man staunend vor dieser Tatsache, und vielleicht bekommt ihr ein gewisses Verständnis dafür, dass dieser fleißige Schriftsteller, der mit seiner literarischen Arbeit eine ganze Familie zu ernähren hatte, nicht allzu viel Zeit auf die Erziehung seiner Kinder verwenden konnte.

Die Fontanes hatten sieben Kinder (nichts Ungewöhnliches in jener Zeit); drei starben im Babyalter. George, der Älteste, war kein Ass in Mathe, er verließ deshalb das Gymnasium vor dem Abitur und wurde Offizier. Er belastete die Eltern lange, weil er oft Schulden wie ein Major hatte, obwohl er es nur bis zum Hauptmannsrang brachte. Der zweite Sohn hieß Theo wie der Vater, studierte Jura, war Verwaltungsbeamter in der preußischen Armee, und über seine Nachkommen lebt die Fontane-Familie noch heute weiter. Theo war ein Streber, und seine Geschwister schildern ihn als einen unangenehmen Beamtentyp. Immerhin, als er 1875 das Abitur bestanden hatte, gratulierte ihm der Vater: er sei der Erste in der ganzen Familiengeschichte, der diese Hürde genommen habe, »der Durchschnitts-Fontane ist immer aus Oberquarta abgegangen und hat sich dann weitergeschwindelt, das beste Teil seiner Bildung aus Journalen 3. Ranges zusammenlesend«. Als »Nachzügler« brachte Emilie Fontane 1864 (da ist sie fast vierzig) Sohn Friedrich zur Welt, einen aufgeweckten Jungen, der alle Fahrpläne im Kopf hatte und genau wusste, wann im Tiergarten

die Heißluftballons starteten. Er gründete 1888 einen eigenen Verlag, der schon bald als eins der besten und erfolgreichsten Unternehmen in Deutschland galt. Dazwischen steht die Tochter Martha (zu Hause meist »Mete« genannt), als Kind ein Wildfang, später als junge Frau hoch gebildet und begabt, zur Lehrerin ausgebildet, aber eigensinnig und ständig kränkelnd; mit der Anrede »Meine liebe Mete« hat Fontane ihr mindestens 270 ausführliche Briefe geschrieben, die ein dickes Buch füllen.

Die Erziehung dieser schwierigen Kinder war nicht einfach, und Fontane hat sie gern seiner Frau überlassen. Er war offenbar nicht sonderlich streng, eher nachsichtig, verständnisvoll; er war ein liebevoller Vater, mit dem ihr euch – hoffentlich – zusätzlich zu seinen Geschichten und Gedichten ein wenig anfreunden könnt.

Gotthard Erler



EIN ENGEL MIT SCHILD UND SPEER

Es ist ein hübsches Wort, dass die Kinder ihren Engel haben, und man braucht nicht sehr gläubig zu sein, um es zu glauben. Für die Kleinen ist dieser Engel eine mit einem langen weißen Lilienschleier angetane Fee, die lächelnd zu Füßen einer Wiege steht und entweder vor Gefahr bewahrt oder, wenn sie schon da ist, aus ihr hilft. Das ist die Fee für die Kleinen. Ist man aber aus der Wiege beziehungsweise dem Bettchen heraus und schläft man bereits in einem richtigen Bett, mit andern Worten, ist man ein derber Junge geworden, so braucht man freilich auch noch seinen Engel, ja, man braucht ihn erst recht, aber statt des Lilien-Engels muss es nun eine Art Erzengel sein, ein starker, männlicher Engel, mit Schild und Speer, sonst reicht seine Kraft für seine mittlerweile gewachsenen Aufgaben nicht mehr aus. Ich war nicht eigentlich wild und waghalsig, und alle meine Kunststücke, die mir als etwas Derartiges angerechnet wurden, geschahen immer nur in kluger Abmessung meiner Kräfte, trotzdem hab ich, im Rückblick auf jene Zeit, das Gefühl eines beständigen Gerettetwordenseins, ein Gefühl, in dem ich mich auch schwerlich irre. Denn als ich mit zwölf Jahren aus dem elterlichen Hause kam, in einem Alter also, wo die Fährlichkeiten recht eigentlich erst zu beginnen pflegen, wird es mit einem Male ganz anders, so sehr, dass es mir vorkommt, als habe mein Engel von jenem Zeitpunkt ab wie Ferien gehabt; alle Gefahren hören entweder ganz auf oder schrumpfen doch so zusammen, dass sie mir keinen Eindruck hinterlassen haben. Es muss also, bei dem Dichtnebeneinanderliegen dieser Zeitläufte, doch wohl ein Unterschied gewesen sein, der mir so ganz verschiedene Gefühle zurückgelassen hat.

Aus sogenannten Schlüsselbüchsen schießen war ein Hauptvergnügen. Es wird solche Schlüsselbüchsen unter Großstadtkindern kaum noch geben, und deshalb möcht ich sie hier beschreiben dürfen. Es waren Hohlschlüssel von ganz dünner Wandung, also sozusagen mit ungeheurer Seele, womit die Wäschetruhen und namentlich die Truhen der Dienstmädchen zugeschlossen wurden. Solche Schlüssel uns anzueignen war unser beständiges Bemühen, worin wir bis zur Piraterie gingen. Wehe dem armen Dienstmädchen, das den Schlüssel abzuziehen vergaß – sie sah ihn nie wieder. Wir bemächtigten uns seiner, und durch die einfache Prozedur eines Zündloch-Einfeilens war nun die Schusswaffe hergestellt. Da diese Schlüssel immer rostig, mitunter auch schon



ausgesplittert waren, so war es nichts Seltenes, dass sie sprangen; wir kamen aber immer heil davon. Der Engel half.

Ungleich gefährlicher waren die beständig geübten Feuerwerkskünste. Ich hatte mich mit Hilfe von Schwefel und Salpeter, die wir in der Apotheke bequem zur Hand hatten, zu einem vollständigen Pyrotechniker herangebildet, dabei von meiner Papp- und Kleisterkunst sehr wesentlich unterstützt. Alle Sorten von Hülsen wurden mit Leichtigkeit hergestellt, und so entstanden Sonnen, Feuerräder und pot à feu's*. Oft weigerten sich diese Schöpfungen, ihre ihnen zugemutete Schuldigkeit zu tun, und wir warfen sie dann zusammen und zündeten den ganzen Haufen missglückter Herrlichkeit mit einem Schwefelfaden an, abwartend, was draus werden würde. All das war ziemlich gefahrlos. Desto gefahrvoller für uns war aber das, was in der Pyrotechnik als das einfachste und niedrigststehende Produkt gilt und auch von uns so angesehen wurde: der Schwärmer. Dieser, wenn ich die Mischung verfehlt haben mochte, wollte häufig nicht recht brennen, was mich immer sehr verdross. Wenn sich ein Feuerrad zu drehen weigerte, nun, das ging allenfalls; ein Feuerrad war eine vergleichsweise künstliche Sache, ein Schwärmer aber musste brennen, und wenn er trotzdem nicht wollte, war das eine Schändlichkeit, die man nicht hinnehmen durfte. So bückte ich mich denn über die in einen Sandhaufen gesteckten Hülsen und begann zu pusten, um dem erlöschenden Zündschwamm neues Leben zu geben. Erlosch er dabei völlig, so war das eigentlich das Beste, ging es aber plötzlich los, so wurde mir das Haar versengt oder die Stirn verbrannt. Schlimmeres kam nicht vor. Der Engel schützte mich eben mit seinem Schild.

Das war das Element des Feuers. Aber auch mit dem Wasser machten wir uns zu schaffen, was in einer Seestadt nicht wundernehmen durfte.

Herbst 31 war mir von einem Berliner Anverwandten eine Kanone als Geschenk verehrt worden, nicht etwa ein gewöhnliches Kinderspielzeug, wie man es beim ersten besten Kupferschmidt oder Zinngießer kaufen kann, sondern eine sogenannte Modell-Kanone, wie man ihnen nur in Zeughäusern begegnet – ein wahres Prachtstück an Schönheit und Eleganz, die Lafette fest und sauber, das Geschützrohr blitzblank und wohl fast anderthalb Fuß lang. Ich war selig und beschloss, alsbald zu einem Bombardement von Swinemünde zu schreiten. Zwei Jungens meines Alters und mein jüngerer Bruder bestiegen mit

* Feuertöpfe, Behälter, die mit Schwärmern gefüllt sind.

mir ein an »Klempins Klapp« liegendes Boot, und nun fuhren wir, die Kanone vorn am Steven, flussabwärts. Als wir etwa in Höhe des Gesellschaftshauses waren, hielt ich die Zeit zum Beginn der Beschießung für gekommen und gab drei Schuss ab, bei jedem Schuss abwartend, ob wir vom Bollwerk aus beobachtet und in dem Ernst unsres Tun gewürdigt würden. Beides blieb jedoch aus. Was aber nicht ausblieb, das war, dass wir inzwischen in die Strömung hineingeraten waren und, von dieser gefasst und getrieben, uns mit einem Male zwischen den Molendämmen sahen. Und nun erfasste mich eine furchtbare Angst. Ging das so weiter, so waren wir in zehn Minuten draußen und konnten dann auf Bornholm und die schwedische Küste zufahren. Es war eine ganz verteufelte Situation, und wir griffen zuletzt zu dem wenigst tapferen, aber doch schließlich verständigsten Mittel und begannen ungeheuer zu schreien, zugleich winkend und schwenkend, und erwiesen uns überhaupt als geradezu erfinderisch in Notsignalen. Endlich wurden wir von einigen auf der Westmole stehenden Lotsen bemerkt, die nun mit dem Finger drohten, aber doch auch, vergnüglich dreinschauend, uns schließlich ein Tau zuwarfen. Und damit waren wir aus der Gefahr heraus. Einer der Lotsen kannte mich, weil sein Junge zu meinen Spielgefährten gehörte. Das machte denn auch wohl, dass wir mit ein paar nicht allzu schlimmen Ehrentiteln davonkamen. Ich nahm meine Kanone unter den Arm und hatte noch die Befriedigung, sie bewundert zu sehen. Dann ging ich nach Hause, nachdem ich versprochen hatte, Hans Ketelböter, einen großen Schifffersjungen, der ganz in unsrer Nähe wohnte, hinauszuschicken, um das inzwischen an einem Pfahl befestigte Boot zurückzurudern. – Dies war unter den Wasserfährlichkeiten die aparteste, aber keineswegs die gefährlichste. Die gefährlichste war zugleich die alleralltäglichste, weil beim Baden in der See beständig wiederkehrende. Wer die Ostseebäder kennt, kennt auch die sogenannten »Reffs«. Es werden darunter die hundert oder zweihundert Schritt in See hinein, parallel mit dem Ufer laufenden und oft nur von wenig Wasser überspülten Sandstreifen verstanden, auf denen die Badenden, wenn sie die zwischenliegenden tiefen Stellen passiert haben, wieder ausruhen können. Und damit sie genau wissen, wo diese Stellen sind, sind rote Fähnchen auf diesen Sandriffen angebracht. Hier lag nun für mich die tägliche Verführung. War es still und alles normal, so reichten meine Schwimmkünste gerade aus, glücklich über die tiefen Stellen wegzukommen und das zunächst gelegene Reff zu erreichen, lag es aber minder günstig oder ließ ich mich wohl gar aus Zufall zu früh

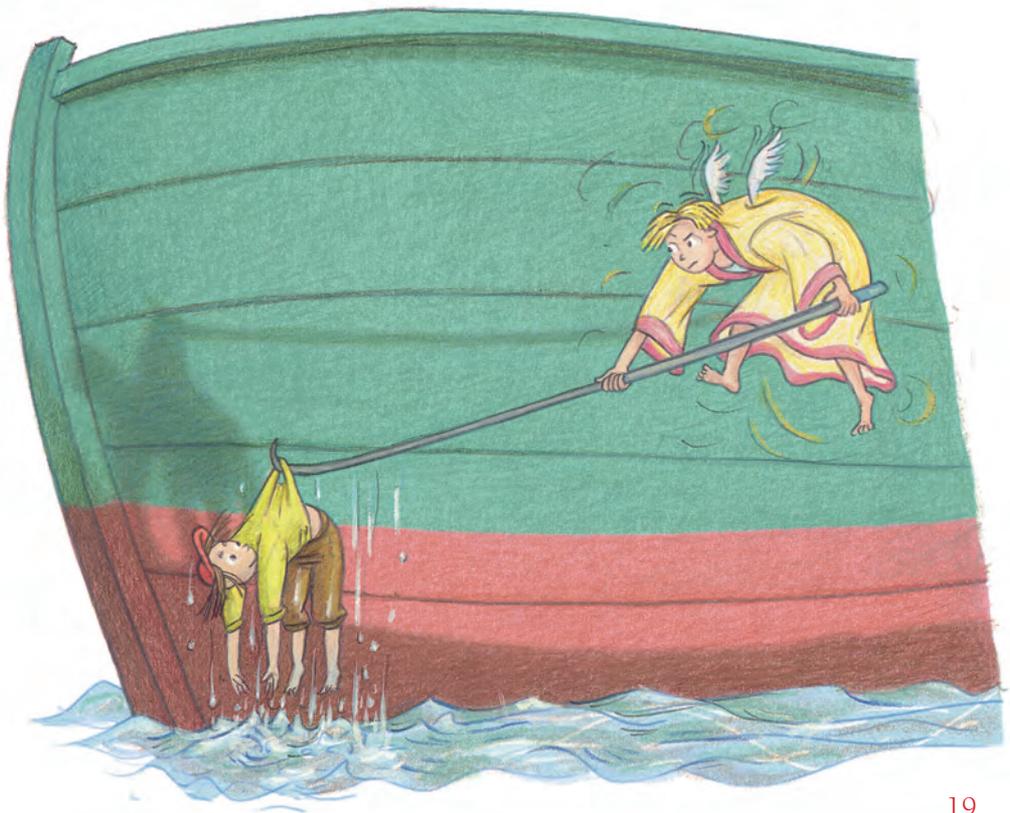
nieder, so dass ich keinen festen Grund unter den Füßen hatte, so war auch der Schreck und mitunter die Todesangst da. Glücklicherweise bin ich jederzeit herausgekommen. Aber nicht durch mich. Kraft und Hilfe kamen von woanders her.

Eine weitere Wassergefahr, die zu bestehen mir noch beschieden war, hatte nichts mit der See zu tun, sondern spielte sich auf dem Strom ab, dicht am Bollwerk, keine 500 Schritte von unserem Hause. ... Die ganze Stelle war sehr malerisch, besonders auch im Winter, wo hier die festgelegten und ihrer Obermasten entkleideten Schiffe lagen, oft drei hintereinander, also bis ziemlich weit in den Strom hinein. Uns hier am Bollwerk herumzutummeln und auf den ausgespannten Tauen, soweit sie dicht über dem Erdboden hinliefen, unsere Seiltänzerkünste zu üben war uns gestattet, und nur eines stand unter Verbot: wir durften nicht auf die Schiffe gehen und am wenigsten die Strickleiter hinauf bis in den Mastkorb klettern. Ein sehr vernünftiges Verbot. Aber je vernünftiger es war, desto größer war unser Verlangen, es zu übertreten, und bei »Räuber und Wandersmann«, das wir alle sehr liebten, verstand sich diese Übertretung beinahe von selbst. Entdeckung lag überdies außerhalb der Wahrscheinlichkeit; die Eltern waren entweder bei ihrer »Partie« oder zu Tische geladen. »Also nur vorwärts. Und petzt einer, so kommt er noch schlimmer weg als wir.«

So dachten wir auch eines Sonntags im April 31. Es muss um diese Jahreszeit gewesen sein, weil mir noch der klare und kalte Luftton deutlich vor Augen steht. Auf dem Schiffe war keine Spur von Leben und am Bollwerk keine Menschenseele zu sehn, was mir des Ferneren beweist, dass es ein Sonntag war.

Ich, als der Älteste und Stärkste, war natürlich Räuber, und acht oder zehn kleinere Jungens – unter denen nur ein Einziger, ein Illegitimer, der, wie zu Begleichung seiner Geburt, Fritz Ehrlich hieß, es einigermaßen mit mir aufnehmen konnte – waren schon vom Kirchplatz her, wo wie gewöhnlich die Jagd begonnen hatte, dicht hinter mir her. Ziemlich abgejagt kam ich am Bollwerk an, und weil es hier keinen anderen Ausweg für mich gab, lief ich, über eine breite und feste Bohlenlage fort, auf das zunächst liegende Schiff hinauf. Die ganze Meute mir nach, was natürlich zur Folge hatte, dass ich vom ersten Schiff alsbald aufs zweite und vom zweiten aufs dritte musste. Da ging es nun nicht weiter, und wenn ich mich meiner Feinde trotzdem erwehren wollte, so blieb mir nichts anderes übrig, als auf dem Schiffe selbst nach einem Versteck oder wenigstens nach einer schwer zugänglichen Stelle zu suchen. Und ich fand auch

so was und kletterte auf den etwa mannshohen, neben der Kajüte befindlichen Oberbau hinauf, darin sich, neben andren Räumlichkeiten, gemeinhin auch die Schiffsküche zu befinden pflegte. Etliche, in die steile Wandung eingelegte Stufen erleichterten es mir. Und da stand ich nun oben, momentan geborgen, und sah als Sieger auf meine Verfolger. Aber das Siegesgefühl konnte nicht lange dauern; die Stufen waren wie für mich so auch für andre da, und in kürzester Frist stand Fritz Ehrlich ebenfalls oben. Ich war verloren, wenn ich nicht auch jetzt noch einen Ausweg fand, und mit aller Kraft, und so weit der schmale Raum es zuließ, einen Anlauf nehmend, sprang ich, von dem Küchenbau her, über die zwischenliegende Wasserspalte hinweg auf das zweite Schiff zurück und jagte nun, wie von allen Furien verfolgt, wieder aufs Ufer zu. Und nun hatt ich's, und den Frei-Platz vor unsrem Hause zu gewinnen war nur noch ein Kleines für mich. Aber ich sollte meiner Freude darüber nicht lange froh werden, denn im selben Augenblicke fast, wo ich wieder festen Boden unter meinen Füßen hatte, hörte ich auch schon von dem dritten und zweiten Schiff her ein



jämmerliches Schreien und dazwischen meinen Namen, so dass ich wohl merkte, da müsse was passiert sein. Und so schnell, wie ich eben über die polternde Bohlenlage ans Ufer gekommen, ebenso schnell ging es auch wieder über dieselbe zurück. Es war höchste Zeit. Fritz Ehrlich hatte mir den Sprung von der Küche her nachmachen wollen und war dabei, weil er zu kurz sprang, in die zwischen dem dritten und zweiten Schiff befindliche Wasserspalte gefallen. Da steckte nun der arme Junge, mit seinen Nägeln in die Schiffsritzen hineingreifend; denn an Schwimmen, wenn er überhaupt schwimmen konnte, war nicht zu denken. Dazu das eiskalte Wasser. Ihn von oben her so ohne weiteres abzureichen war unmöglich, und so griff ich denn nach einem von der einen Strickleiter etwas herabhängenden Tau und ließ mich, meinen Körper durch allerlei Künste nach Möglichkeit verlängernd, an der Schiffswand so weit herab, dass Fritz Ehrlich meinen am weitesten nach unten reichenden linken Fuß gerade noch fassen konnte. Oben hielt ich mich mit der rechten Hand. »Pack zu, Fritz.« Aber der brave Junge, der wohl einsehen mochte, dass wir beide verloren wären, wenn er wirklich fest zupackte, beschränkte sich darauf, seine Hand leise auf meine Stiefelspitze zu legen, und so wenig dies war, so war es doch gerade genug für ihn, sich über Wasser zu halten. Vielleicht war er auch, aus natürlicher Beanlagung, ein sogenannter »Wassertreter« oder hatte, was schließlich noch wahrscheinlicher, das bekannte Glück der Illegitimen. Gleichviel, er blieb in der Schwebelage, bis Leute vom Ufer her herankamen und ihm einen Bootshaken herunterreichten, während andre ein an »Hannemanns Klapp« liegendes Boot losmachten und in den Zwischenraum hineinfuhren, um ihn da herauszufischen. Ich meinerseits war in dem Augenblick, wo der rettende Bootshaken kam, von einem mir Unbekannten, von oben her, am Kragen gepackt und mit einem strammen Ruck wieder auf Deck gehoben worden. Von Vorwürfen, die sonst bei solchen Gelegenheiten nicht ausblieben, war diesmal keine Rede. Den tiefenden, von Schüttelfrost gepackten Fritz Ehrlich brachten die Leute nach einem ganz in der Nähe gelegenen Hause, während wir andern, in kleinlauter Stimmung, unsren Heimweg antraten. Ich freilich auch gehoben, trotzdem ich wenig Gutes von der Zukunft erwartete.

Meine Befürchtungen erfüllten sich aber nicht. Im Gegenteil.

Am andern Vormittag, als ich in die Schule wollte, stand mein Vater schon im Hausflur und hielt mich fest, denn Nachbar Pietzker, der gute Zipfelmützenmann, hatte wieder geplaudert. Freilich mehr denn je in guter Absicht.

»Habe von der Geschichte gehört ...«, sagte mein Vater. »Alle Wetter, dass du nicht gehorchen kannst. Aber es soll hingehen, weil du dich gut benommen hast. Weiß alles, Pietzker drüben ...«

Und damit war ich entlassen.

Wie gerne denk ich daran zurück, nicht um mich in meiner Heldentat zu sonnen, sondern in Dank und Liebe zu meinem Vater. So muss Erziehung sein. Der liebenswürdige Mann, wenn er zum Strafen abkommandiert wurde, traf er's nicht immer glücklich, wenn er aber seinem unmittelbaren Gefühle folgen konnte, traf er's desto besser.